Der Schlüssel.

Roman von Heinrich Lee.

(10. Fortsetzung.)

Mister Hartlepool fand erst keine Worte.

„Jane ist tot!" schrie er dann.

„Wer sagt das?"

„Das Schiffsamt!"

„Und wenn das Schiffsamt getäuscht worden ist? Wenn nicht Jane, sondern Ethel bei dem Unglück umgekommen ist, und wenn sich Jane aus einem gewissen guten Grunde, nämlich, weil sie Deinen Nachforschungen zu entgehen wünschte, Ethels Papiere zugelegt, sich Ethels Namen angeeignet hat? Kaum hatte ich mich überzeugt, daß es wirklich Jane war, kaum war sie in den Wagen gestiegen, so warf ich mich in einen andern und befahl dem Kutscher, dem ihrigen zu folgen. Die Fahrt währte lange genug, denn Jane fuhr noch bei mehreren anderen Geschäften vor, und mein Kutscher, dem ich entsprechende Instruktionen gegeben, hatte Mühe, daß unsere Gefolgschaft keinen Verdacht bei ihr oder ihrem Kutscher und Bedienten erregte. Endlich langten wir in der Nähe eines großen Parkes in einer stillen Straße an, und hier machte ihr Wagen vor einem Hause Halt. Ich merkte mir dasselbe, um noch an demselben Tage die Bekanntschaft des Portiers zu machen. Es war das Haus, in dem sie ihre Wohnung hat — und was ich über sie erfuhr, war, daß sie sich nicht mehr Jane, sondern daß sie sich Ethel nennt. Du verstehst mich — Ethel! Was sagst Du nun?"

„Du hast mit ihr gesprochen?"

„Nein. Ich hielt es einstweilen für genügend, zu wissen, daß sie noch am Leben ist, und ihren jetzigen Namen und Aufenthaltsort in Erfahrung gebracht zu haben. Das übrige wollte ich Dir überlassen."

Hartlepools Erstaunen war verflogen. Im Leben eines wandernden Künstlers passieren oft so wunderliche Dinge, daß er dagegen ziemlich abgehärtet wird.

„Du hast mir nicht gesagt, was sie treibt. Sie arbeitet?"

Unter „arbeiten" versteht der wandernde Künstler: seinen Beruf ausüben.

„Das hat sie nicht mehr nötig."

„Was heißt das? Muß man Dir jedes verdammte Wort mit der Zange herausholen?"

„Das heißt", versetzte Sword, indem er wieder nach seinem silbernen Etui griff — „daß sie verheiratet ist."

„Verheiratet?"

„Abermals sperrte Hartlepool Mund und Augen auf und starrte sein Gegenüber an.

Sword griff nach seiner Streichholzbüchse.

„Verheiratet! Wie ich Dir sage! Und sogar sehr gut verheiratet. Ihr Mann ist ein veritabler Graf und außerdem soll er noch Millionär sein."

Einige Sekrunden des Schweigens verflossen zwischen den beiden Gentlemen, weil Hartlepool nicht seine Sprache wiederfand.

„Und ich liege hier auf dem verdammten Sofa", krächzte er dann — „ich kann mich nicht rühren, ich kann nicht hin zu ihr?"

„Wir werden warten, bis Du wieder gesund bist."

„Und dann?"

„Dann reisen wir nach Europa, nach Berlin. Was dort zu machen ist, das werden wir noch sehen."

„Wir? Warum nicht ich allein?"

„Weil Du weder ihren jetzigen Namen, noch ihre Wohnung kennst und ich natürlich meinen Anteil an dem Fischzug haben will. Halbpart! „Allright?"

„Allright!" knirschte Hartlewool nach einer neuen Pause lakonisch.

Sword stand auf.

„Ich verschwinde. Wenn Du mir etwas zu bestellen hast — Washington-Café! Morgen komme ich wieder."

Er warf die zweite Zigarette auf den Teppich. Den Hut brauchte er zum Abschied nicht erst aufzusetzen, den hatte er während der ganzen Unterhaltung auf dem Kopf behalten.

„Good bye!"

Er öffnete bereits die Tür.

„Stop!" klang es hinter ihm her.

„What is the matter?"

Hartlepool streckte ihm die Kognakflasche zu. Seine erste Pflicht war es nun, so rasch wie möglich gesund zu werden.

„Das verdammte Zeug — schaff' es mir aus den Augen!"

„Gladly!"

In der einen Hand seinen eleganten Spazierstock mit dem goldenen Griff, in der anderen die Kognakflasche, so verließ Sword das Hotel.

* * *

Ueber die Pariser Boulevards fegte der Novemberwind. Trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit standen vor den Cafés noch die Tische und Stühle auf dem Trottoir, die auch von Gästen besetzt waren, und kleine eiserne, geheizte Oefen, die dazwischen gestellt waren, teilten ihnen eine notdürftige, rasch verfliegende Wärme mit. Manchmal bückte sich eine vorüberhuschende, dürftig gekleidete Gestalt rasch zwischen die Stühle hinab, um einen weggeworfenen Zigarrenstummel aufzufischen, die Camelots brüllten die Abendblätter aus, das Stück zu einem Sou, unter den schon entlaubten Bäumen, die das breite Trottoir umsäumten und ihre nackten Arme in die Nacht streckten, wälzte sich die Woge des Fußverkehrs, während auf dem trotz der trockenen Witterung vor Schmutz starrenden Fahrdamm die vier- und fünffache Kette der Fiaker, Equipagen, Droschken, dreispännigen Omnibussen, Autos vorüberfauchten. An den Mietskutschen leuchteten in Gelb, Blau, Rot, Grün — je nachdem sie die Stadtgegend anzeigten, zu der die Stallung des Wagens gehörte — die Laternen und zeichneten sich auf dem Lichtmeer, das die Straßenlampeln, die Spiegelscheiben und Portale der Cafés, Restaurants, Geschäftslokale, Theater, die auf- und niederflammenden Firmenschilder verschwenderisch zusammengossen, wie bunte Käfer, die darin trabbelten, ab.

Vor dem Opernplatze stockte der Strom. Eine sich langsam im Schritt vorwärts schiebende Barrikade von Wagen versperrte ihm den Weg. Gleich in der ersten Reihe der sich stauenden Menschenmauer fällt uns ein Bekannter in die Augen — Gert.

Wieder war er nun in Paris, wie damals vor mehr als zwei Jahren, als er Betäubung und Vergessenheit in dieser Stadt suchte. Ziellos war er, als er Berlin verlassen hatte, in der Welt herumgereist. Niemals hatte er seine absolute Zwecklosigkeit auf der Welt dermaßen empfunden, wie auf dieser Reise, die ihn ohne Sinn von einem Ort zum andern trieb. In seiner Berliner Wohnung hatte er wenigstens seine Bücher. In der letzten Zeit hatte er sogar eine geschichtliche Arbeit angefangen, die ihn zuweilen in die Illusion versetzte, daß er vielleicht doch noch zu etwas gut war in der Welt. Auf diesen kümmerlichen Trost mußte er nun verzichten. Wie ein Vertriebener irrte er umher, immer von der Frage verfolgt: Wozu existierte er, ja warum lebte er überhaupt noch?

Warum? Wie er sich selbst verachtete! Wie er sich haßte! Der Schwächling, der Feigling, der er war, daß er nicht den Mut fand, dieses Dasein von sich zu werfen — ja, daß er schon hundertmal auf dem Sprunge gestanden hatte, in sein Haus zurückzukehren. Nicht wegen seiner Bücher, obwohl er sich das aus Beschämung vor sich selber zuweilen weiszumachen suchte, sondern weil ihn dorthin ein süßes Gift, weil ihn zwei dunkle Augen dorthin lockten, vor denen er eben doch geflohen war. Wäre ihm eine Pflicht, eine Arbeit, eine Aufgabe vorgezeichnet gewesen, hätte er wie der niedrigste Arbeiter die Scholle umgegraben, hätte er sich im Schweiße seines Angesichts nur sein Brot verdienen dürfen — sie, diese Augen, hätten ihn in Ruhe lassen müssen. Das aber war seines Müßigganges Fluch, dem er nicht entrinnen konnte, auch wenn er am Tage tausend Meilen machte — daß er immer, immer an sie denken mußte, daß seine Gedanken sich am Ende nur immer in die eine Frage verloren: Wie konnten diese Augen die einer Lügnerin, einer Verlorenen sein?

Paris! Eines Tages war er wieder da. Es war ja gleichgültig, an welchen Strand ihn die Welle, die ihn wie ein steuerloses Wrack herumschaukelte, warf. Ueber dem Tuileriengarten leuchtete die golden Oktobersonne. Auf dem großen Wasserbecken dicht am Eingang ließen aufgeputzte Kinder unter Aufsicht ihrer Bonnen und Nursen ihre Schiffchen schwimmen, unter schönen, alten Bäumen spielte nachmittags Militärmusik, unter Aufsicht eines Geistlichen vergnügte sich auf dem saftig grünen Rasen eine Knabenschar mit Fußballspiel, zwischen Blumenbeeten streute ein alter Herr unter die Tauben und Sperlinge Erbsen und Brosamen aus und seine gefiederten Freunde flatterten ihm auf Kopf und Schultern, auf den Bänken saßen Hand in Hand die Liebespaare, und andere alte würdige Herren machten auf den breiten gelben Kieswegen, das rote Bändchen im Knopfloch, ihren friedlichen Abendspaziergang. Dies Friedensparadies war sein Lieblingsaufenthalt geworden. Bis der Garten geschlossen wurde, bis die Trommel das Zeichen dazu gab — blieb er jeden Abend darin. Vergessenheit plätscherte der Brunnen, rauschten die Wipfel, flüsterte die Stille um ihn her, bis ihn von den hohen Gitterstäben mit den vergoldeten Spitzen das Brausen der Weltstadt von neuem mitleidslos zum Bewußtsein seiner Qual rief.

Nein, er mußte ein Mittel finden, sich von diesen Augen loszureißen. Ein amerikanisches Reisebureau hatte Einladungen zu einer Jagdexpedition nach den indischen Dschungeln ergehen lassen. Es sollte auf Tiger, Elefanten, Rhinozerosse, Büffel und Schlangen gejagt werden. Die Jagd hatte niemals etwas Anziehendes für ihn gehabt. Trotzdem hatte er seine Anmeldung zur Expedition erklärt. Die Waffen, die Ausrüstung, alles lag schon für ihn bereit. Jemand auf dem Bureau hatte ihm den Rat gegeben, erst einen Arzt zu konsultieren, ob ihm das indische Klima nichts schaden würde. Er hatte den Rat dieses Mannes befolgt, und der Arzt hatte ihn dringend vor den Ausdünstungen des von Sumpf, Schilf, Dickicht, Gestrüpp, Bambus, Buschwerk, riesigen Gräsern und baumgroßen Schling- und Kletterpflanzen bedeckten und Fieber erzeugenden Jagdreviers gewarnt. Sein Leben konnte dabei auf dem Spiel stehen. Für Gert bedeutete diese Warnung nur einen Grund mehr, sich der Expedition anzuschließen. Morgen früh sollte vom Südbahnhofe aus, wo die Jagdgesellschaft zusammen kam, über Marseille und Suez die Abreise erfolgen.

Zum letzten Male hatte er im Tuileriengarten den Klang der Trommel gehört, zum letzten Male schlenderte er die Boulevards entlang. Mitten in dem brausenden Gewühl fühlte er in seinem Herzen eine seltsame Ruhe. Er hatte die ganz bestimmte Empfindung, daß er aus diesem Lande nicht zurückkehren würde. Seine Vorbereitungen waren getroffen, sein Testament lag schon seit geraumer Zeit auf einem Berliner Amtsgericht. Von allen Maßregeln, die der Aufenthalt in dem Jagdgebiet für die Gesundheit gebot, wollte er heimlich das Gegenteil tun. Dann würde sich der Befreier Tod, dem er sich entgegensehnte, nicht lange bitten lassen, und ohne daß er der Sensationslust Nahrung gab, nahm dann ein unnützes und gequältes Dasein weit in der Ferne ein stilles und jedermann natürlich erscheinendes Ende. Wie leicht ihm nun zu Mute war — so leicht wie damals an den sonnigen Ufern des herrlichen Sees, als er ein neues Leben für sich angebrochen glaubte. Wie froh er beinahe war — so froh wie damals, als er neue Kräfte in seinem geschwächten Körper strömen fühlte. Die Zypressen des Père-Lachaise, den er am Vormittag noch einmal besucht hatte, tauchten in ihrer dunkelgrünen, stillen, ernsten Schönheit vor ihm auf — welch süßes Ruhen mußte unter ihnen sein. Ob Zypressen über seinem Haupte, ob die Palmen Indiens — wenn dieses Leben nur endlich zum Frieden kam.

Zu verhältnismäßig früher Stunge kehrte er in sein Hotel zurück, daß am Boulevard Hausmann lag. Er nahm noch eine kleine Mahlzeit ein, und da er noch nicht zu Bett gehen wollte, weil er in der letzten Zeit infolge seiner Gemütsstimmungen auch noch von Schlaflosigkeit geplagt wurde, so begab er sich noch in den Lesesaal. Der große Raum, der in dem matten Lichte der vielen gedämpften Lampen lag, war ganz leer. Die Hotelgäste saßen um diese Zeit noch in den Theatern, Restaurants und Cafés. Nur ein einziger Gast war außer ihm noch vorhanden. Es war ein Herr, der, ihm den Rücken kehrend, in einem umfangreichen Klubsessel saß und in eine große Zeitung vertieft war. Gert nahm irgendwo Platz. Vor ihm auf dem mit grünem Tuch überzogenen Tische lagen eine Anzahl Journale, von denen er aufs Geratewohl eines ergriff. Sein Auge fiel auf einen Leitartikel, der aber nicht etwa eine politische Frage erörterte, sondern dessen Ueberschrift — was mit den Gebräuchen der französischen Presse ja auch nicht im Widerspruch stand — ein galantes Thema ankündigte.

Tiefste Stille herrschte in dem ganzen Saal, die nur jetzt durch ein leises Knistern des Papiers unterbrochen wurde. Der Herr im Klubsessel hatte seine Zeitung zu Ende gelesen, legte sie aus der Hand, erhob sich und ging nun herum, um sich eine andere zu suchen. Er schien es dabei auf ein ganz bestimtes Blatt abgesehen zu haben. Endlich hatte er dieses augenscheinlich gefunden. Das Blatt lag auf dem Tisch an dem der andere einsame Leser — an dem Gert saß.

„Erlauben Sie, mein Herr?" hörte er in französischen Lauten eine Stimme neben sich.

Fortsetzung folgt.

— In den alten indischen Minen des Sayer-Distrikts ist Pechblende gefunden worden, die bei der Analyse 83Proz. Uranium ergab, während die österreichische, im Joachimstal gewonnene Pechblende, mit der Curie arbeitete, nur 56 Proz enthält. Ein Vertreter der Regierung ist, wie das Kabel aus Kalkutta meldet, auf den Rat der geologischen Landesverwaltung nach Sayar gefahren. Die Ausdehnung der radiumhaltigen Schicht ist ausgemessen und als verhältnismäßig groß befunden worden. Die schwersten Stücke reiner Pechblende wiegen 36 Pfund.

Das Sammetband.

Von Arthur Silbergleit.

In Mütterchens Gebetbuch fand
Ich jüngst ein dieliches Sammetband,
Das einst, als es noch purpurn war,
Umschlungen hielt ihr Mädchenhaar.
Nun malt die Locken Silberglast.
Der rote Sammet ist verblaßt.
Zuweilen nur mit welker Hand
Greift Mütterchen nach jenem Band. —
Ob sie wie einst sich schmücken will?
Greift nach dem Band — und wird ganz still.

Der letzte Kuß.

Novelette von El-Correl.

Capaldo Garrone, genannt il sognatore — der Träumer — kehrte aus der Libya in seine Heimat zurück, als es zu spät war. Vittoria di Gianelli hatte nicht auf ihn gewartet — nicht warten dürfen, sondern war an einen anderen verheiratet worden. Als Garrone es erfuhr, wollte er's nicht recht glauben und hielt es für einen schlechten Scherz der Freunde, die ihm zu seinem Empfang ein Festessen gaben. Sie hatten natürlich vorausgesetzt, daß irgend jemand an Garrone geschrieben habe, daß Vittoria di Gianelli vermählt sei. Man hatte ihm jedoch diese Nachricht vorenthalten. Da er während der zwei Jahre, die er in Tripolis verbrachte, nicht mit der Dame seines Herzens korrespondiert hatte, war ihm auch von ihr keine Nachricht zugegangen, denn als folgsame Tochter hatte sie nicht gewagt, dem Verbot der Eltern entgegen dem fernen Liebsten zu schreiben. Er aber hatte an ihre Treue geglaubt, so wie er ihr die gelobte Treue gehalten hatte. Und nun er sich enttäuscht sah, war ihm, als breche ihm das Herz mitten entzwei... Ganz blaß saß er am Tisch — totenblaß, und nur die breite Narbe über der Stirn, die ihm ein Beduinenmesser beigebracht hatte, lief als roter Strich durch die Blässe.

Die Freunde erschraken. Es tat ihnen leid, zu so ungeeigneter Stunde den armen Garrone mit dieser schmerzlichen Mitteilung überrascht zu haben. Einer — der übermütige Pocci, auch ein Offizier von Garrones Regiment — versuchte jedoch der Stimmung wieder aufzuhelfen. Er schlug Garrone auf die Schulter und sagte: „Mut, mein Lieber, diese Wunde heilt hoffentlich schneller, als es das Ehrenzeichen da auf deiner Heldenstirne tat!"

Nun verzog Garrone das Gesicht zu einem Lachen. Aber es war ein trauriges, verzweifeltes Lachen.

„Hoffen wir," sagte er halblaut und trank sein Glas aus. Dann aber saß er wieder ganz still und starrte vor sich hin mit seinen großen, braunen, etwas ausdruckslosen Augen, die auf keinen Menschen ohne Wirkung blieben.

Vittoria di Gianelli hatte ihn um dieser Augen willen geliebt — ihre Eltern aber lehnten ihn dieser Augen wegen als Schwiegersohn ab. Der Vater behauptete, er sei kein Mensch, dem man seine Tochter anvertraue. Signora di Gianelli aber empfand direkt Furcht vor ihm. — Nun saß er da mit seinem leeren, verzweifelten Blick und dachte eigentlich nur darüber nach, wie er so rasch als möglich dieser frohen Gesellschaft entrinnen könne. Sie saßen, zehn an der Zahl, alle in Uniform, um eine mit Blumen geschmückte Tafel. Der Wein füllte noch zur Hälfte die in silbernen Gestellen schwebenden Fiaschi; das Mahl war erst zum Teil serviert.

Draußen blaute das Ligurische Meer.

Die Sonne legte Goldplatten auf die flachen Wogen und zog Goldlinien um die Schiffe, die mit ihren kleinen oder größeren Silhouetten gegen den Horizont standen. — Garrone dachte: Ich werde ein Boot nehmen — hinausrudern — und mich, während ich den Revolver an die Schläfe setze, über Bord werfen ...

Und schon fühlte er die Sonne auf seinem Haupte — spürte das Wasser ganz nahe — fühlte den Schuß in seiner Stirn und sah sich in die blaue Flut stürzen. Ja, er unterschied genau den flaschengrünen Schatten unterm Bootesrand und gewahrte zwei Sonnenringel, die goldig ums Ruder flossen. Dann war er tot. Er starrte vor sich hin und beobachtete, wie er langsam erkaltete.

Pocci stieß ihn an. „Träumst du schon wieder? ... Iß lieber! Du bist im Rückstand, Freund!"

Garrone erwachte. Erschrocken sah er um sich, mit blödem Blick, verstört, unzufrieden, daß man ihn geweckt hatte. Ihm war, als habe er einen wunderschönen Traum geträumt, so wie er oft des Morgens, knapp vorm Erwachen, träumte, ganz versunken in eine besonders stark von ihm empfundene Welt, gehalten von starken Erlebnissen. Herausgerissen aus dieser Welt, konnte er sich oft gar nicht zurechtfinden in der oberflächlich und dünn belebten Wirklichkeit, die ihn so wenig anging. Bah — alle diese kauenden Menschen — die Gläser — die Stimmen und das törichte Gelächter. Es verflog noch alles so bald, war alltäglich, hohl, gemein ... Wie intensiv war dagegen vorhin das Gefühl des Untersinkens in das klare, laue, endlose Wasser.

Sie stießen mit Garrone an, und er trank. Er antwortete, trank wieder und lachte über einen Scherz, weil die anderen lachten. Sein Blick aber ging hinaus aufs Meer.

Es wartet auf mich! dachte er und war froh, sein Ziel zu kennen. — —

Als er eine Stunde später seine Wohnung betrat, kam ihm eigentlich erst richtig die Erkenntnis. Ueberall hingen und standen Vittorias Bilder — und beim Anblick ihres schmalen Gesichtchens unter der Fülle goldblonden Haares ward ihm erst klar: Ich habe sie verloren!

Er riß das Bild von der Wand — das größte, hielt es mit beiden Händen und schrie: „Ist es wahr? Antworte mir, Vittoria, höre mich und antworte mir! Hab' Erbarmen, sage mir, daß ich träume, wie ich so oft träumte, dich in meinen Armen zu halten und mit Küssen zu bedecken ... Vittoria, Geliebte, sprich! Rette mich — errette mich von dem furchtbaren Traum, dich verloren zu haben!"

Das Bild aber schwieg und lächelte, da ließ er's zu Boden fallen, rannte umher, biß sich in die Fäuste, stöhnte, und endlich weinte er.

Aber nur wenig weinte er. Keine zehn Tränen. Er schlug mit den Fäusten gegen seine Stirn und rief laut:

„Und ich habe immer an sie gedacht und ihr in Gedanken meine Grüße geschickt! Sie hatte mir geschworen, auf meine Rückkehr zu warten! Wir sind beide jung — wir konnten noch warten. Und nun gehört sie einem anderen, und der darf ihr süßes Gesicht küssen und ihren zarten Leib liebkosen. Und ich — ich Unglücklicher — bin beraubt um mein Glück! Ich werde das nie verschmerzen!"

Nach einer Weile kleidete er sich aus und legte sich zu Bett. Das elektrische Licht ließ er glühen, denn er wollte wach bleiben. Er wollte etwas überlegen. Wie konnte er's machen, sie wiederzusehen? Nur noch ein einziges Mal! Oder mußte er darauf verzichten? Waren ihm alle seine Liebesrechte genommen? War sie ihm nichts schuldig?

Er dachte fast die ganze Nacht darüber nach. Er schlief nicht ein, so müde er auch war von dem vielen Wein, den er achtlos getrunken hatte. Er sah drüben im anderen Zimmer das Bild auf dem Teppich liegen und fürchtete von einem Glück zu träumen, das vorüber ...

Die nächsten Tage zeigte er sich ruhig, aber seine geröteten Augen verrieten, daß er nicht schlief. Er tat seinen Dienst, lebte aber ohne Geselligkeit. Nachts waren seine Fenster immer hell. Auf einen großen Papierbogen hatte er mit großen Buchstaben geschrieben: Ho perso la mia Vittoria! Schlaflos liegend, lächelte er bitter über den Doppelsinn seiner Worte. Er hatte nicht nur seine Geliebte, er hatte auch seinen Sieg verloren ...

Zuletzt konnte er nicht mehr widerstehen. Er suchte mit ihr zusammenzutreffen. Nach langem Ausharren sah er sie endlich mit ihrem Vater am Strande spazieren gehen. Sie trug ein schwarzes, schlichtes Kleid und war blaß und abgemagert. Als sie ihn erblickte, starrte sie ihn an wie eine Erscheinung — und dann eilte sie auf ihn zu mit der Gebärde eines schutzsuchenden Kindes. „Garrone —!" rief sie ganz laut.

Er aber hatte sich in der Gewalt, denn das Glück machte ihn stark. Er küßte nur die Hand, dann begrüßte er steif ihren Vater und vermochte es, sich bald in schicklicher Weise zu empfehlen. Stolz, erhobenen Hauptes ging er von dannen. Er wußte: sie liebte ihn noch! Ihr Ruf, der Ausdruck ihres abgehärmten Gesichtchens hatte ihn davon überzeugt. — Ganz selig kaufte er Blumen und stellte sie zu Hause vor ihren Bildern auf. Dann schloß er die Fensterläden, legte sich aufs Sofa und dachte an sie. Er schlief ein und träumte — träumte von ihrer Liebe.

Andern Tages hatte er auch Mittel und Wege gefunden, ihr heimlich einen Brief zugehen zu lassen. Er suchte die Frau auf, die bei Vittorias Mutter Almosen empfing und die schon früher seine Liebesbriefe bei Vittoria eingeschmuggelt hatte. Sie übernahm gern den Auftrag und brachte ihm drei Tage später Vittorias Antwort. Vittoria hatte seine glühenden Liebesworte erwidert mit ebenso glühenden Liebesworten. Aber zum Schluß beschwor sie ihn, sie zu meiden und zu vergessen.

Garrone aber hatte inzwischen von der alten Almosenempfängerin erfahren, wie traurig und hoffnungslos es um Vittorias Ehe stand. Der Gatte war allen Lastern ergeben und mißhandelte die zarte Frau. Vittoria hatte schon zweimal Zuflucht bei ihren Eltern gesucht, aber der Vater brachte sie ohne Erbarmen wieder zurück in die Drangsal ihrer Ehe. Mit einem zweiten Brief bat Garrone um ein Zusammentreffen. Er beschwor sie so heiß, daß sie nachgab. An einem weichen Frühlingsabend, der erfüllt war vom Duft der Lilien und Rosen, trafen sie sich zwischen zwei Mauern, in Gegenwart eines Kammermädchens, auf dessen Verschwiegenheit Vittoria rechnen konnte.

„Ich kann nur, dich um Verzeihung zu bitten," sagte Vittoria und heftete den Blick ihrer angstvollen Augen auf Garrone. „Du wirst nicht wollen, daß ich noch unglücklicher werde, als ich schon bin! Und ich würde noch unglücklicher werden, wenn du mir zürnst und mir Schuld gibst, daß ich auch dich um alles Glück gebracht habe!"

Garrone lächelte. Ohne viel auf ihre Worte zu achten, labte er sich am demütigen Ausdruck ihres Gesichts, an dem Flehen ihrer geliebten Stimme. „Ich beklage mich nicht!" sagte er endlich langsam und liebkoste ihre Hände, die kalt und klein und zerbrechlich sich in seine starke Hand schmiegten. „Ich habe nur eine Bitte an dich, Geliebte! Versprich mir noch ein Zusammensein! Allein mit mir! Diese Person dort stört mich! Du sollst mir ohne Zeugen den letzten Kuß geben!"

Sie preßte ihr Gesicht gegen seine Brust, erschauernd. Sie gedachte seiner Küsse von damals. Wie wußten seine vollen Lippen Süßigkeit zu geben. „Versprich mir's!" wiederholte er und hob ihr Gesicht. Und unter dem Bann seiner seltsamen, geistesabwesenden Augen gab sie ihr Wort.

Drei Tage später erwartete er sie mit einem Boot an der verabredeten Stelle. Es wurde bereits Abend. Das Meer gluckste müde zwischen den Strandklippen, die da und dort noch im Rot des Sonnenuntergangs brannten, dann allmählich erloschen und zu versinken schienen.

Im blauen Dunst gehüllt, schmiegte sich die Riviera ins Dämmerlicht des noch stark blauen Himmels. Ein Ozeanfahrer gab langhallendes Signal, und es klang wie das sehnsuchtsvolle Gebrüll eines einsamen Tieres, das fiebertrank durch die gleißende Wasserwüste irrt. „Komm!" sagte Garrone zärtlich und hob Vittoria in das kleine morsche Boot.

Der Mann, dem das Boot gehörte, wollte noch etwas sagen, und zögerte daher, das Fahrzeug vom felsigen Strand abzustoßen. „Der Herr bleibt nicht lange?" brachte er endlich hervor und spähte auf den Boden des Bootes. „Wenn ein bißchen Wasser eindringen sollte — — kann der Herr das wohl beachten?"

„Gewiß, — keine Sorge! Ich weiß Bescheid!" Garrone stemmte ein Ruder gegen eine Felsenkante und schnell glitt das kleine Boot in den fahlen, nur von wenig Rot noch durchfluteten Perlmutterglanz der sanft atmenden Wogen.

„Es ist das viertemal, daß wir zusammen herausrudern", sagte Garrone. Er hatte einen weißen Leinenanzug an und auch einen Leinenhut auf dem Kopfe. Vittoria wunderte sich darüber und wunderte sich auch über den zufriedenen, ja frohen Ton seiner Stimme. Jetzt lächelte er sogar. Und lächelnd fragte er: „Wie wäre es, wenn wir nie zurückkehrten?"

Sie stützte das Gesicht in die Hände .. „O, das wäre wohl das beste für mich!" sagte sie leise. „Ich habe auch schon oft so gedacht ... Aber meine Eltern! Ich will ihnen nicht diesen unheilbaren Schmerz zufügen!"

„Aber dir haben sie ihn zugefügt — diesen unheilbaren Schmerz! Dir und mir!" antwortete Garrone, und sein starrer Blick verlor fast jedes Leben. „Warum ließ man dich nicht warten? Du bist jetzt erst 20 Jahre alt — ich 24 ... Und schon sind wir am Ende unseres Schicksals! Denn du wirst nie frei werden, und ich werde dich nie aufgeben können!"

Er ließ die Ruder los, stieg über die mittelste Bank und setzte sich an ihre Seite. Einen Moment betrachtete er sie wie der Jäger die sichere Beute, — dann warf er die Arme um sie und preßte seinen Mund auf den ihren.

Der kleine Nachen aber trieb meerwärts mit schleppenden Rudern, um die das zerschnittene Wasser sachte plätscherte. Am Horizont standen grüne Tinten, die jedoch bald verblaßten. Die Riviera schien tiefer und tiefer zu sinken, der Meeresspiegel schien zu steigen. Die Welt verschwand.

Die beiden merkten nicht, daß ihre Füße im Wasser standen. Sie sanken immer mehr aneinander hin. Bis Vittoria erwachte und verwundert sagte: „Garrone, haben wir Wasser im Boot?"

„Was tut's?" fragte er liebestrunken und zog sie noch näher an sich. Sie aber bemerkte, daß es dunkelte und daß sie weit draußen waren. Kaum sah man noch schwache Lichtpünktchen von der Küste her.

„Kehre um", bat Vittoria hastig. „Wir sind sehr weit draußen und — heilige Mutter Gottes —" schrie sie auf, „Garrone — Garrone —"

Sie sprang empor. Immer mehr sickerte das Wasser in das kleine, armselige Fahrzeug. Verwirrt betrachtete es Garrone. Endlich sagte er: „Das ist ein schöner Zufall ... Nun brauchen wir's nicht selbst zu tun!"

Vittoria begriff im Nu. Ihr Gesicht verzerrte sich, sie warf die Arme in die Luft und schrie um Hilfe — laut — voll Entsetzen, als stehe sie in Flammen. Als Garrone nach ihr griff, wehrte sie sich und keuchte: „Du willst mich umbringen ... O, du willst mich umbringen ... Zu Hilfe ... heilige Mutter Gottes hilf mir!"

Unter ihren Füßen brach ein Brett. Sie fiel in die Wasserlache, die langsam aber merkbar zunehmend in dem Bootsrumpf schwankte.

Garrone zog sie in die Höhe. Sein Gesicht war unbeweglich, sein Blick geistesabwesend, als sei schon jeder Kampf durchkämpft und vorbei. Erstaunt fragte er: „Möchtest du wirklich noch leben? Getrennt von mir — mißhandelt von dem Elenden ... Willst du nicht lieber für immer in meinen Armen ruhen?"

Vittoria aber rüttelte ihn. „Garrone — rette uns! Schöpfe das Wasser aus! Wo ist die Schaufel..." Sie riß sich los — fiel wieder hin — riß an den Bänken, bäumte sich empor und schrie von neuem: „Zu Hilfe — o Madonna mia — zu Hilfe!"

Aber das Boot sank.

Mit leichenfahlem, verzerrtem Antlitz, auf dem nichts stand als nur besinnungslose Todesangst, warf sich Vittoria auf Garrone und flehte um ihr Leben, als sei es ganz in seine Macht gegeben. Er aber, der das bereits durchlebt hatte in seinen Träumen und der den Lebenstrieb nicht fühlte, der sie fast zum Wahnsinn trieb, umschlang sie nur fest mit seinen starken Armen.

„Sei still!" raunte er ihr zu. „Erfülle dein Versprechen und gib mir den letzten Kuß!" Er zerrte sie ganz an sich, umklammerte sie auch mit den Knien und sah sie endlich hilflos an seiner Brust liegen. Und seine Lippen sogen sich fest an den ihren.

Ihr blasses Gesicht begann langsam zu glühen — und wie eine laue Decke kam das Wasser über sie her, schneller und schneller steigend, und hüllte sie ein bis zum Hals. Da rang Vittoria noch einmal — aber nur noch mit halbem Bewußtsein. Schon war ihr Haar schwer von Nässe — sie sah Garrones gespannt auf ihren Zügen ruhenden Blick, sie schloß erschöpft die Augen, und schon ging eine Welle wie eine Liebkosung lind über ihr Gesicht ... Eine zweite Welle rollte über Garrones Haupt — er faßte die Geliebte fester — er dachte: So träume ich schön! Und das Wasser umspülte seinen Mund und erstickte ihn ... tiefer und tiefer sanken die beiden in seliger Vereinigung.

Die Wellen schoben sich weiter. Das Meer wogte schläfrig. Nach einer Weile kam ein Ruder hoch — dann noch eins. Die beiden trieben auseinander ins Dunkel. Wo würden sie dereinst leiden —?

Etwas von Fingerabdrücken.

Daß heutzutage eine Menge Verbrechen aufgeklärt werden dadurch, daß die Polizei Fingerabdrücke der Täter findet, ist bekannt. Merkwürdig ist nur der Umstand, daß die Einbrecher und Mörder immer wieder diese Spuren an Stellen hinterlassen, wo sie es am wenigsten vermuten. In Deptford, England, wurde vor einiger Zeit ein altes Ehepaar, das einen kleinen Kramladen besaß, ermordet und beraubt. Nach langem Suchen fand der Kriminalbeamte an der Registrierkasse eine schwache Spur von Fingerabdrücken, die, wie sofort festgestellt wurde, von zwei bekannten Verbrechern herrührten. Eine Viertelstunde später sah der Kommissar den einen von ihnen in einer kleinen Kneipe in der Nähe des Tatortes beim Glase Bier sitzen, als ob nichts geschehen sei. „Kommen Sie einen Augenblick heraus, ich muß Sie etwas fragen", sprach er zu ihm. Seelenruhig trank der Mann sein Bier aus und folgte auf die Straße, wo er sofort gefesselt wurde — zu seinem nicht geringen Erstaunen.

Bei einem Einbruch wurde ein kostbarer Silberpokal, ein Rennpreis, gestohlen. Der Dieb wäre vielleicht nie entdeckt worden, hätte der Pokal nicht unter einem Glassturz gestanden. Auf diesem fanden sich die Fingermarken, die zur Entdeckung des Einbrechers führten.

Eine „Visitenkarte" eigentümlicher Art hinterließ ein Warenhauseinbrecher in London. Ein Wachtbeamter entdeckte vor dem Warenhause Blutspuren. Er leuchtete mit seiner Laterne das Abschlußgitter vor dem Eingang ab und entdeckte an diesem — einen abgeklemmten Finger mit schwachem Goldring. Er nahm den Finger an sich und lieferte ihn auf der Polizeidirektion ab, wo man einen Abdruck von ihm nahm und feststellte, daß er einem alten guten Bekannten gehörte. Die Krankenhäuser wurden abgesucht und der zum Finger gehörige Mann bald gefunden. Der Finger mit dem Ring wird beim Verbrecheralbum in Scotland Yard in Spiritus aufbewahrt.

— Gut gegeben. Graf (zum Bedienten, mit dem er sich nicht verständigen kann): „Bin ich verrückt oder Sie?"

Bedienter: „Nun, Herr Graf, Sie werden sich doch keinen verrückten Bedienten halten!"

gen aus der Hand gelegt.

— Ungalant (in den Laden eines Optikers tretend): „Ich möchte gern eine Brille kaufen, schöne Frau!"

Optiker: (aus dem Nebenzimmer zu seiner Gattin): „Da kannst Du gleich die schärfsten Nummern vorlegen, der Herr scheint sehr kurzsichtig zu sein!"